

25.02.2005

## Das Zeitalter des Eismann

... Die epochale Transformation der Gesellschaft hat wohl anders stattgefunden, als im Titelsong des Musical Hair beschworen. Während die Schamanen in den 60er und 70er „Purple Haze“ hallizunierten und ihren Träumen von Selbstverwirklichung, Selbstbestimmung, Befreiung von bürgerlichen Zwängen, von „Happiness and Understanding“ im Zeitalter des „Aquarius“ nachhingen, suchte der Neoliberalismus eine Chance, sich der einschränkenden Gründungsmythen der Republik zu entledigen und eine metaphysische Neugründung, jene ominöse, von Helmut Kohl als „moralische Wende“ betitelte Kursänderung zu schaffen. Und das ist gelungen. Denn weder die Ideale der humanistischen Philosophie, noch das Erbe der Aufklärung, auch nicht die diskursive Philosophie der Frankfurter Schule sind es, die den Wandel der Werte in den letzten Jahren vorangetrieben haben, auch nicht allein die technische Entwicklung, sondern die meist betriebswirtschaftlich begründete Notwendigkeit nach Steigerung der Rendite unter den Bedingungen des globalen Wettbewerbs. Nicht die Philosophen, auch nicht die Soziologen und schon gar nicht die Theologen oder andere Professionen bestimmen offensichtlich die aktuellen Diskurse, sondern eine selbstbewusst auftretende, an einfachen Schablonen von Profitvermehrung orientierte Wirtschafts- und Politelite mit neoliberaler und marktradikaler Prägung. War die philosophische Aufklärung angetreten mit dem optimistischen Plan, den Menschen aus der klerikalen Vormundschaft zu befreien und über den „garstig breiten Graben“ in Mündigkeit und Autonomie zu führen, scheint es so, als sei diese Art der Bevormundung gewichen einer sehr viel subtileren Bevormundung durch Politik und Wirtschaft. Michel Foucault hat in einer seiner letzten Schriften sehr treffend von einem politischen „double bind“ gesprochen, bei der sich subjektive Techniken des „Selbst“ – Selbstoptimierung, Selbstjustierung, Selbstverantwortung, Selbststeuerung sind die gängigen Synonyme dafür - und objektive Techniken der Totalisierung durch moderne Machtstrukturen kaum mehr unterscheiden lassen. Möglicherweise ist dies auch eine Spur, um den Wandel in der Einstellung Jugendlicher von erklärten Postmaterialisten der 90er Jahre hin zu Ego-Taktikern zu verstehen, wie sie der Soziologe Hurrelmann in den Shell-Studien eindrücklich beschrieben hat. Es scheint so, als habe auch die Jugend in Sachen „Werte“ „ihre Lektion“ gelernt. Doch offensichtlich ist diese moderne Einstellung keineswegs eine Laune, sondern ein pragmatischer Reflex auf die immensen Anforderungen und unkalkulierbaren Unsicherheiten. Fakt ist, dass Selbstbestimmung, Selbstinszenierung, Wahlmöglichkeiten etc. für einen wachsenden Teil der Jugendlichen ein Fremdwort bleiben wird. Warum denn bewerben sich Hauptschulabgänger aus Frankfurt/Oder in einer kleinen Bäckerei im Stuttgarter Osten?

Natürlich hat der divergierende Prozess der Individualisierung, hat die Verlagerung von Risiken auf den Einzelnen, hat das Verschwinden von öffentlichen Institutionen, haben Privatisierung, Flexibilisierung und Globalisierung nicht nur Rückkopplungen auf das „Ich“, sondern auch auf das „Wir“. Sollte dieses „Wir“ nicht mehr gefühlt, nicht mehr „begriffen“ werden können, dann droht zunächst die Atomisierung, schließlich die Auflösung der Gesellschaft. Anzeichen dafür sind nicht zu übersehen und es sind weit mehr als die mit größter Sorglosigkeit geplünderten Hausratsversicherungen und die achtlos weggeworfenen Papierchen auf dem Mittelstreifen der

Autobahn. Man kann diese Entwicklung sicherlich sehr unterschiedlich bewerten. Olaf Henkel und mit ihm eine Handvoll selbsternannter Philosophen, die ihre Lebensläufe ohne Scheu zur Ethik erklären und die allzu gerne auf die langwierigen Diskurse verzichten, über die in einer demokratischen Gesellschaft „Normen“ und „Normalität“ gewonnen werden, gehören zu denen, die das Ende der „durchalphabetisierten Zwangsfreundschaftsverbände“ (Sloterdijk) mit wahrnehmbarem Pathos begrüßen. So kann Henkel sagen: Globalisierung ist Ethik. Genauso könnte behauptet werden: Flexibilisierung ist Ethik. Doch so etwas können nur Leute schreiben, die noch nie von den Folgen betroffen waren, denen der kategorische Imperativ und der Universalisierungsgrundsatz schon immer ein Greuel waren. Stattdessen lautet Henkels individualistischer Imperativ: lebe so, dass du erfolgreich bist, denn Erfolg ist Ethik. Da verbindet sich ein merkwürdig magisch-mythisches Weltbild mit einer Art der Wahrnehmung, die gesellschaftliche Realitäten systematisch ausblendet.

Um es direkt zu sagen: Ich teile diese Meinung nicht, mir ist sie zuwider, denn ich erlebe, wie sich die Provinz sukzessive ausdehnt, so wie sich die Wüsten ausdehnen. Sie erreicht inzwischen weite Teile der Mittelschicht. Und ich wehre mich gegen die psychologisch geschickt getarnte Suggestion, dass die Bewältigung der Probleme, die wir zweifellos haben, die aber durch den Ego-Hedonismus einer wohlhabenden Kaste wesentlich mitverursacht werden, an die Individuen in der Provinz weitergereicht und damit in einer nicht akzeptablen Form „individualisiert“ wird. Der Einzelne wird haftbar gemacht für die Schäden der großen Hausse, der Einzelne wird in moralische Schutzhaft genommen, mit moralischen Appellen und nachweislich falschen Behauptungen überzogen. Es wird so getan, als sei mit sozialen Pflichtjahren, ehrenamtlichen und bürgerschaftlichen Engagements und Schuluniformen das Problem in den Griff zu bekommen. Ich halte dies für absurd und falsch. Es erinnert mich einfach zu sehr an die iroschottischen Mönche, die einst mit ihren Poenitentiären – Strafkatalogen - durch die Weiten der germanischen Wälder gezogen sind und mit apokalyptisch-bedrohlichen Szenarien die arglosen Menschen zur „Umkehr“ zwangen. Das hatten wir doch eigentlich längst hinter uns.

Stattdessen halte ich es für notwendig, anders herum zu fragen: welchen Grund – weitreichender noch: welche Berechtigung könnte es geben, das von Jürgen Habermas als „reflexive Bremse“ bezeichnete Instrumentarium in Gang zu setzen, d.h. sich selbst abstrahierend als Außenhaut des Anderen zu begreifen, die Erfahrungen des Anderen, vor allem die Erfahrung des Schmerzes in sich selbst nachzuvollziehen, zu einer Art imaginiertem Rollentausch zu kommen, die eigene Systemgrenze zu überschreiten. Möglicherweise erfüllt sich erst im Umgang mit dem Anderen, mit dem Nicht-Identischen der Anspruch der moralischen Gerechtigkeit, d.h. der Moment des Besonderen, die Besonderheit des Anderen wird zum moralischen Bezugspunkt. Eigeninteressen sind dennoch legitim, die Sorge um sich selbst ist notwendig. Seine eigenen Bedürfnisse, Wünsche, Interessen zu kennen und zu äußern, ein selbstbewusstes „Ich“ zu sein, ist elementare Entwicklungsaufgabe. Wie schwierig die Bewältigung dieser Aufgabe sein kann, davon können Therapeuten und Berater ein Lied singen. Das „Ich“, den Individualismus zu dämonisieren, halte ich deshalb für höchst problematisch. Speziell die Deutschen haben umgekehrt mit der Tyrannei des „Wir“ schreckliche Erfahrungen gemacht. Das „Ich“, der Mensch mit seinem spezifischen biographischen

Hintergrund, mit dem unverwechselbaren genetischen Code, mit einer Vielzahl an Typen, Besonderheiten, Originalitäten und kulturellen Varianten jenseits des nivellierenden Rauschens der Einheitskultur muss nicht automatisch der Gegner des „Wir“ sein. Warum denn sollte der Mensch nicht prinzipiell in der Lage sein, die Interessen seines Gegenübers mit den gleichen Augen zu sehen und anzuerkennen, wie seine eigenen Interessen? Warum sollte es nicht möglich sein, von eigenen Erfahrungen ausgehend einen abstrahierenden Blick auf den anderen zu werfen und so etwas wie Verständnis zu entwickeln? Jahrtausendlang haben die Menschen es geschafft, das „Ich“ und das „Wir“ möglichst stabil auszubalancieren und dabei einen unglaublichen Reichtum an unterschiedlichen Modellen in einer Vielzahl von Kulturen entwickelt. Oder sollten wir tatsächlich davon ausgehen, dass die neoliberal transformierte moderne Gesellschaft den Individuen keinen Grund, keine Berechtigung lässt, das „Wir“ zu pflegen? Denen in der Provinz nicht, weil sie aus lauter Eigeninteresse und Sorge die Schicksalsgemeinschaft mit den anderen gar nicht sehen, den Ego-Hedonisten nicht, weil sie Mechanismen entwickelt haben, Egoismus moralisch zu neutralisieren. Auf die Dauer wird dies keiner Gesellschaft gut anstehen.

Eine Korrektur ist deshalb notwendig. Da sie nur bedingt über moralische Appelle, auch kaum über Einsicht zu erzeugen ist, bleibt der einzig gangbare Weg, „Ich“ und „Wir“ - unter den gegebenen Bedingungen - in eine förderliche Balance zu bekommen, das Entdecken und das Erfinden von „Wir-Rupriken“, wie es der amerikanische Philosoph Richard Rorty vorgeschlagen hat. Bei seinen historischen Studien war Rorty der Frage nachgegangen, welchen Grund es wohl gab, dass in der Zeit des Holocaust Juden in einem Land versteckt wurden, in einem anderen nicht. In seiner Theorie hat er diesen Umstand nicht so sehr auf Gesinnungen und Einstellungen zurückgeführt – dies sicherlich auch – sondern auf die von ihm so genannten „Wir-Rupriken“. Gemeint sind ideologisch unverdächtige Alltäglichkeiten wie der Besuch der gleichen Schule, das gleiche Geburtsjahr, ähnliche Vorlieben, gemeinsame Erinnerungen, gemeinsame Gefühle und Lebenslagen. All dies bringt Menschen dazu, „Wir“ zu sagen, „Wir“ zu fühlen und im Notfall auch entsprechend zu handeln. Es ist ein in seiner Schlichtheit faszinierender Gedanke. Rorty ist tief überzeugt, dass „Onkel Toms Hütte“ eine wesentliche Rolle spielte im Krieg der Nordstaaten gegen die Südstaaten. Bei der Lektüre des Buches konnten Menschen entdecken, dass es sich bei Onkel Tom um einen Menschen wie sie selbst handelt, der, auch wenn er völlig verkitscht dargestellt und mit einer Menge an Klischees bedacht wurde, ähnliche Gefühle zeigt und ähnliche Gedanken hat. Fortan wurden Schwarze nicht mehr als die „Anderen“, sondern als „Ähnliche“ betrachtet, deren Schicksal einem nicht egal sein durfte.

Führt man diesen Gedanken weiter, so könnte ein politisches Konzept lauten, „Wir-Rupriken“ zu generieren. Ein brisanter Gedanke, denn der Umkehrschluss hiesse folglich: wo keine „Wir-Rupriken“ vorhanden oder gar nicht gewünscht sind, kann Solidarität, kann das „Wir-Gefühl“ nicht entstehen. Vielleicht ist ja die schwindende Akzeptanz der solidarischen Sozialsysteme durch zu wenig greifbare „Wir-Rupriken“, durch die Anonymisierung des „Wir“ in Zweckgemeinschaften erklärbar. Möglicherweise aber steht der Punkt „Wir-Rupriken“ gar nicht mehr auf der politischen Agenda. Deutliche Zweifel bleiben beim Blick auf die Bildungspolitik, die zumindest im Süden angelegt ist, Kinder und Jugendliche frühzeitig zu separieren und aufzuteilen. „Wir-Rupriken“ milieuübergreifend

sind damit schon sehr bald unterbunden. Die Stände bleiben unter sich, haben keine Berührungspunkte. Der so genannte „Individualverkehr“, die Garagen mit den automatisch angetriebenen Toren und den Zugängen direkt ins Haus tun ein übriges dazu. Zweifel drängen sich auf beim Blick in die Arbeitswelt: Gleitzeit, individuelle Pausenregelungen, individuelle Leistungszulagen, verwirrende Unternehmensformen, fluide Belegschaften. Wo kann denn da „Wir“ entstehen? Noch mehr in der Provinz: die Lebenslagen sind dort so unterschiedlich, wie sie unterschiedlicher nicht sein könnten. Verbindendes ist Mangelware.

Dennoch bin ich überzeugt, dass es – noch - ausreichend „Wir-Rupriken“ gibt. Hier muss das philosophische Konstrukt von Rorty allerdings um eine Komponente ergänzt werden, denn das Vorhandensein von „Wir-Rupriken“ allein schafft noch kein „Wir-Gefühl“, noch keine Solidarität. „Wir-Rupriken“ müssen erst mühsam entdeckt, erfunden werden, aus Widerfahrungen müssen Erfahrungen werden. Möglicherweise sind dazu Menschen notwendig, die zu deuten verstehen. Mehr noch: die den überindividuellen Teil der Erfahrungen sichtbar machen und ummünzen können in solidarische Aktionen. Dieser Begriff der Solidarität ist weder der Gegenbegriff des Individualismus und noch viel weniger ein aus der Theorie des guten Menschen gewonnenes Programm. Es ist die Solidarität, wie sie schon immer war: eine nackte Notwendigkeit, eine Strategie des Überlebens, nicht so sehr Kopfsache. Erst wenn die Menschen in der Provinz lernen, dass ihrer aller legitimen Eigeninteressen auf dem Spiel stehen, erst wenn sie begreifen, dass die täglich in den Kopf gehämmerte Botschaft, es gäbe keine Alternativen Lüge ist, wenn sie sich nicht mehr an die Denkverbote halten und nicht mehr krampfhaft für sich selbst die kleinen Fluchten suchen, haben sie die Chance, ihren legitimen, aber gefährdeten Individualismus gegen den Ego-Hedonismus zu verteidigen, die Gewichte zu verschieben, ein neues Kapitel in der Geschichte aufzuschlagen und Solidarität zu dem werden zu lassen, was sie sein kann: die Zärtlichkeit der Völker. Kollektive Leiderfahrungen könnten der Ausgangspunkt sein.

Ziel der Politik müsste es sein, Anlässe zu schaffen, sich als „Ähnliche“ zu fühlen, nicht als Ferne, als Entfremdete, nicht als Parapersonen oder Wechselgestalten, wie sie Botho Strauss in seinen „Moral Interludes“ auftreten lässt. In den Kirchen sollte nicht über den Nächsten gepredigt werden, sondern Räume geschaffen werden, den Nächsten zu erleben, mit ihm zu leben. Und sei es nur in temporären Projekten wie „compassion“ oder „Spurwechsel“. Aufgabe der Medien müsste es sein, Geschichten aus der Provinz zu erzählen, aber so, dass aus Episoden Erzählungen werden, in denen die Personen in ihrer Besonderheit auftauchen und die Leser in ihre Geschehnisse als Schicksalsgenossen verstrickt werden. Gleichzeitig müsste es Aufgabe der Medien sein, all das zu demaskieren, was als Ego-Hedonismus unbekümmert eine Gesellschaft von innen aushöhlt. Doch von solcher Politik und Mediengestaltung sind wir derzeit weit entfernt. Es wird weiterhin gespalten, individualisiert, privatisiert. Ein System aber, das keine Anlässe bietet, füreinander da zu sein, ist in meinen Augen zum Scheitern verurteilt – genauso wie all die Systeme des „verordneten Wir“.

Bleibt ein doppelter Appell: Rettet das Ich. Aber zerstört nicht das Wir. Und sei es nur als „Zweck-Bruderschaft“ wie es Hans Jonas ausgedrückt hat, als proaktive fraternité – Schwestern mit

eingeschlossen.